

Abonnements:
Monatlich 55 Pfennig ausschließlich
Trägerlohn; durch die Post bezogen
bei Selbstabholung vierteljährlich
Mark 2.10, monatlich 70 Pfennig.
Erscheint an allen Wochentagen
nachmittags.
Telegramm-Adresse:
„Vollstimme, Frankfurt/Main“.
Telephon-Anschluss:
Amt-Sanfa 7455, 7456, 7457.

Vollstimme

Inserate:
Die 6 Spalten Zeitungs-Kosten 15 Bg.,
bei Wiederholung nach Tarif.
Inserate für die 16.11.1911 Nummer
müssen bis abends 8 Uhr in der Ex-
pedition Wiesbaden abgegeben
sein. Schluss der Inseratannahme
in Frankfurt a. M. vorm. 9 Uhr.
Postfachkonto 529.
Union-Druckerei, G. m. b. H.
Frankfurt a. M.
(nicht „Vollstimme“ adressieren)

Sozialdemokratisches Organ für Wiesbaden-Diebrich-Rheingau, Lahntal, Westerwald

Verantwortlich für Politik und Allgemeines: Dr. Max
Gard, für den übrigen Teil: Gustav Hammer,
beide in Frankfurt a. M.
Separat-Ausgabe für Wiesbaden
Redaktion, Verlag und Haupt-Expedition: Frankfurt am Main, Großer Hirschgraben 17.
Redaktionsbüro: Weiskirchstr. 49, Telephon 1026 — Expedition: Bleichstr. 9, Telephon 3715.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Georg Maier.
Verlag der Vollstimme Maier & Co. — Druck der
Union-Druckerei, G. m. b. H., sämtl. in Frankfurt a. M.

Nummer 11 **Donnerstag den 14. Januar 1915** **26. Jahrgang**

Deutsche Erfolge vor Verdun.

Ministerwechsel in Oesterreich. — Erdbeben in Italien.

Berchtolds Rücktritt.

Mitten im Krieg ist Oesterreich-Ungarns Minister des
Aeußern, Graf Berchtold, von seinem Amt zurückgetreten. Der
Vorgang ist so ungewöhnlich, daß selbst seine offizielle Bekannt-
gabe die üblichen Gesundheitsrückichten beiseite setzt und ledig-
lich von „gewichtigen persönlichen Gründen“ redet, die Berch-
tolds Rücktrittsgesuch veranlaßt hätten.

Daß Graf Berchtold die Bürde seines Amtes gern nieder-
gelegt hätte, weiß man längst. Er ist eine feine Natur mit
geistigen Interessen, die eben jetzt in der rauhen Kriegszeit
ins Gedränge kommen. Aber das ist kein Grund zum Rück-
tritt in äußerst kritischer Zeit. Die persönlichen Gründe
müssen schließlich doch politische Gründe sein. Genauer: Berch-
told fühlte, daß Aufgaben an ihn herantraten, die er nicht be-
handeln konnte, wie er es wohl möchte. In den wenig mehr
als zwei Jahren seiner Amtszeit als Minister hat es sich
wiederholt gezeigt, daß Berchtold kein Freund eines wichtigen
Vorgehens war. Er knüpfte an Traditionen seines Vorbildes
Reichenthal an und hielt, soweit die nicht stark entwickelte
Energie seines Wesens es ihm ermöglichte, den militärischen
Drängern die Wage. Die frühere Kriegsminister Aussen-
berg, so hat auch Berchtold sich militärischen Plänen des er-
mordeten Thronfolgers widersetzt. Aber das Verhältnis zu
Aussenberg konnte keine friedliche Politik auch nicht bessern.
Mit Italien stellte Berchtold der Form nach ein leidliches Ver-
hältnis her, in der Sache zeigte sich aber beim albanischen
Zwischenpiel, daß die Gegensätze unter der Decke um so schär-
fer arbeiteten. Berchtold hatte in der Liquidation der Balkan-
kriege wohl dem alten österreichisch-ungarischen Programm
gemäß Serbien den Zugang zur Adria verweigert (aller-
dings auch gleichzeitig Oesterreich-Ungarns Hoffnung auf Fest-
setzung am Ägäischen Meer eingefügt), aber damit war nur
Serbiens Feindschaft gegen die Doppelmonarchie lebiger ge-
worden, ohne daß Italiens Sympathien für Oesterreich-Ungarn
sich erwärmt hätten. Die Schöpfung Albanens, die Berchtold
als Hauptergebnis seiner Politik betrachten kann, erwies sich
als ein gänzlich unglückliches Mittel, sie befriedigte niemand
und begünstigte, statt daß sie ihnen entgegenwirkte, die Zu-
spitzung der Rivalität Rußlands, Oesterreich-Ungarns und
Italiens auf dem Balkan, woraus endlich der Weltkrieg ent-
sprang. Halbheiten tugen eben nichts. Entweder kräftig
die Ansprüche geltend machen, die der ermordete Thronfolger
vertrat, oder durch freundliche Förderung der serbischen Poli-
tik den russischen Einfluß mäßigen, das war geboten.

Aber wie steht es um die neueste Wendung? Seit Bülow's
Verufung in das römische Botschafteramt sicher stand, hat die
deutsche und österreichisch-ungarische Politik sich nicht zu
Italien freundlicher gestellt; dadurch wurde der Einfluß der
Entente-Politik in Rom mäßigert und es konnte sich ereig-
nen, daß die Beziehung Balonas durch Italien, die zu jeder
anderen Zeit starke Differenzen hervorgerufen hätte, wider-
spruchlos und beinahe als Selbstverständlichkeit hingenom-
men wurde. Hatte Berchtolds Politik sich so gewandelt, daß
er jetzt nichts mehr einzuwenden hat gegen die Festsetzung
Italiens an der Straße von Otranto? Das sind Fragen, die
sehr ohne Antwort bleiben, erst die tatsächliche Entwicklung
kann Antwort bringen. Und darum ist Berchtolds Abchied
so rätselhaft: man kann nicht auf die politischen Absichten
Oesterreich-Ungarns schließen. Reiz scheint nur zu stehen, daß
man zu Italien freundlich steht. Darin folgt man sicher reichs-
deutschen Ratschlägen, die in der Sachlage der politischen
Gegenwart begründet sind. Vermutlich vielleicht Berchtold den
neuen Bedingungen sich nicht so rasch anzupassen? Oder soll
jetzt schon für einen Nachfolger gesorgt werden, der diploma-
tisch einen Frieden vorbereiten hilft, in dem die Ansprüche der
Mittelmächte nicht zu kurz kommen? Das vielleicht das Ver-
hältnis zu Rumänien (dieser Staat steht seit kurzem in einer
starken geistigen Abhängigkeit zur Balkanpolitik Italiens)
eine Rolle spielt? Alles Fragen, die ohne Antwort bleiben.
Auch und erst der Oesterreicher (Oesterreich ist der einzige der
kriegführenden Staaten, der sein Parlament nicht einberief!)
ist aufs Raten angewiesen.

Aber vielleicht ist der neue Mann ein Programm, viel-
leicht kann sein Name die Richtung der künftigen Politik
unseres Bundesgenossen anzeigen? Baron Burian ist es,
ein Unger, der früher Finanzminister und dann Verwalter
Bosniens war. Mit Bezug auf die Fragen des Tages sagt
uns der Name nichts. Höchstens, daß er die Politik des Kabi-
netts Stürck gewiß nicht radikal umstürzen wird. Aber
Burian ist Unger und intimer Freund Tiszas — und
es ist sehr ausdrücklich in Blättern der Triple-Entente ver-
sichert und mit Einzelheiten belegt worden, daß Ungarn sich von
Oesterreich völlig löst, die Gesandtschaft dazu nächstens beim
Schosse dachen wolle. Vielleicht ist's kein Zufall, daß die Er-
nennung Burians die in Ausstreumungen energisch und nicht
nur mit Worten entgegnet.

Der gestrige Tagesbericht.

(Wiederholt, weil nur in einem Teil der gestrigen Ausgabe enthalten.)

Großes Hauptquartier, 13. Januar. (W. P. A. Mitteil.) Westlicher Kriegsschauplatz. In der Gegend
von Neuport fand ein heftiger Artilleriekampf
statt, der die Räumung der feindlichen Schützengräben bei
Palinabrug (Vorort von Neuport) zur Folge hatte.

Die feindlichen Angriffe am Kanal von La Bassée sind
endgültig abgewiesen.

Französische Angriffe auf La Bassée und die Höhe
von Rouvrou wurden zurückgeschlagen.

Den gestrigen erfolglosen französischen Angriffen auf
die Höhen bei Crau folgte ein deutscher Gegenangriff, der
mit einer vollständigen Niederlage der Franzosen
und einer Säuberung der Höhen nördlich Cuffise und
nördlich Crau endigte. Unsere Kräfte setzten sich in
Besitz von zwei französischen Stellungen, machten 1700 Ge-
fangene, eroberten vier Geschütze, sowie mehrere Maschinen-
gewehre.

Französischer Sabotageangriff in Gegend südlich St.
Mihel wurde erfolgreich abgewiesen. Unsere
Truppen setzten sich in Besitz der Höhen nördlich und
nordöstlich Romena.

In den Vogezen ist die Lage unverändert.

Ostlicher Kriegsschauplatz. Die Lage im
Osten änderte sich gestern nicht.

Oberste Seeresleitung.

Von der Westfront.

An drei Punkten zeigten die Berichte der letzten Woche
eine besonders erhöhte Tätigkeit der französischen und deut-
schen Truppen an der Westfront: an der Küste um Neuport
und Dütkirchen, im Zentrum bei Soissons und im
Oberellaf.

Im Oberellaf ruht anscheinend der Kampf um die süd-
lichen Vogesenberge und Täler, um den es sich handelt, einen
Augenblick. Das blutige Ringen um Steinbach ist wohl noch
nicht ganz entschieden und beide Teile holen zu den letzten
Anstrengungen aus.

Die Schlachten um Soissons in der Mitte der Front
zielen auf die Einschließung von Verdun, die geduldig und
systematisch von deutscher Seite weiter betrieben wird, sowie
auf die Behebung der dahinter liegenden französischen
Bahnlinien, deren Ausbesserung wichtige Schlüssel für die
Verbindung hinter der Front und nach Paris zu sind. Die
Erfolge in den Argonnen und bei Soissons bedeuten nach
dem militärischen Mitarbeiter des Berliner „Kosmos“, daß
die Deutschen zwischen Meuse und Aire einen Keil von ca.
10 Kilometern in die französische Front getrieben haben und
der Kreis um Verdun damit bis zur Hälfte geschlossen
sei, während südlich von St. Mihel die nördliche Krüm-
mung in der französischen Front von den Deutschen abgeschnitten
worden sei.

Daneben wird nach Pariser Wolffmeldungen das So-
mardelement von Reims mit aller Kraft fortgesetzt.
Am Montag sind 108 Granaten in die Stadt gefallen und
haben bedeutenden Schaden angerichtet.

Von der Küste um Neuport und Dütkirchen verlautete,
daß Engländer und Franzosen sich mit starken Vorkoh-
abteilungen zur Abwehr der unerbittlichen deutschen Angriffe
trügen. Die letzten Berichte lassen nichts von der Verwir-
lung solcher Pläne erkennen. Im Gegenteil: nach der
deutschen Darstellung hätten unsere Truppen einen Vorort
von Neuport genommen und die deutsche Alagierexpedition
über Dütkirchen wäre großen Eindruck bei den Gegnern
gemacht zu haben. Sie war die erste kombinierte Verwendung
einer größeren Gruppe deutscher Luftfahrzeuge an der Küste.
Ob sie unmittelbare militärische Erfolge hatte, bleibt abzu-
warten. Sie sollte wohl besagen, daß die deutsche Vor-
dringen nicht allein auf den mühseligen Kampf in den Dünen
angewiesen ist. Und sie scheint den gegnerischen Massenplatz
ziemlich ungerührt oder wenigstens wehrlos gegenüber solchen
Besuch getroffen zu haben. Diese Feststellung ist vielleicht
das Hauptergebnis der Lufteffektivität.

Achtung vor den Kriegsgefangenen.

Die sozialistische „Humanität“ in Paris erhebt Wider-
spruch dagegen, daß die französische Regierung Repressalien
gegen die deutschen Kriegsgefangenen anwende. Eine der-
artige Völkervergiftung sei Frankreich unwürdig.

Das Winterwetter.

Nach englischen Berichten, die die „Arenztg.“ wieder-
gibt, die aber wohl nur den Vorzug haben, gebräuchlicher zu
sein, als diejenigen der anderen Kriegsführenden, fordern
Kälte und Frost an der Front beinahe ebensoviele Opfer, wie
die Geschütze. Offiziere, die krank von der Front zurück-
gekehrt sind, erzählten, daß augenblicklich über 1500 englische
Soldaten in Boulogne und Umgebung liegen, die alle an er-
frorenen Füßen leiden. Ueber tausend von ihnen mußten
ein oder beide Beine amputiert werden, und besonders er-
schwerend-falle es ins Gewicht, daß bei den vielen verwun-
deten Soldaten ein vollständiger Nervenzusammenbruch
jeden Versuch zur Heilung unmöglich mache. Hauptmann
Ballantine vom Territorial-Bataillon der Royal-Scots, der
jetzt im Lady Islington Hospital in Mayfair liegt, erzählte
folgendes: „Von dem Augenblick an, wo ich vor drei Wochen
an der Front ankam, bis gestern Abend, wo ich im Hospital
eingeliefert wurde, bin ich nicht ein einziges Mal warm ge-
worden, so fürchterlich hat uns die Kälte zugeföhrt.“

Die Mängel des französischen Sanitätswesens.

Gustave Hervé greift in seiner „Guerre Sociale“ die Re-
gierung an und erklärt, den Beschluß Joffres und Millerands,
der dem Kammerausschuß für das Gesundheitswesen Unter-
suchungen über den Gesundheitszustand in der Armee und
das Funktionieren des Gesundheitsdienstes verweigere, sei
eine Ohrfeige für das Parlament, das berechtigt sei, Kon-
trolle auszuüben. Gerade der Gesundheitszustand sei sehr
schlecht. Der Beschluß Joffres und Millerands, nur dem
Vorstandenden des Ausschusses und einem zweiten Ausch-
mittaliede die Besichtigung zu gestatten, beweise, daß die
Leitung des Sanitätsdienstes eine Kontrolle fürchte, denn
zwei Personen könnten unmöglich ein umfassendes Bild ge-
winnen. Der Ausschuß würde Schönes gesehen haben, wenn
er gewisse Umstände besichtigt hätte, wo anstehende Kranke
derart gepfercht wurden, daß die Krankenpflegerinnen überroll
ein wenig Wäsche, Arzneymittel und das allerwenigsten
Material zusammenbetteln mußten, damit die Truppskranken
nicht wie Hunde verreckten. Frankreich würde einwilligen,
daß die Mannschaften der jüngsten Klasse erblich durch
Feindeskugeln fielen, aber es dürfe und werde nicht zulassen,
daß 18 Jahre alte Knaben in den Kasernen an Dingen-
entzündungen zu Grunde gingen. Die Kammer dürfe die
Erfolge, die der Beschluß Joffres und Millerands sei, nicht
einflecken. Ähnlich äußert sich die „Libre Parole“: „Bisher
haben wir stillschweigend in der Ueberzeugung, daß der
Augenblick nicht für Schwärzereien gekommen ist. Aber da
wir nur die Rednertribüne der Kammer haben, um die Kon-
trolle fordern zu können, die zuweilen verweigert wird, so
darf man sich nicht wundern, wenn einige das Schweigen, das
alle sich auferlegt haben, brechen.“

Die Deutschen in Nordfrankreich.

Der Pariser „Temps“ veröffentlicht den Bericht eines
französischen Universitätsmitgliedes über den Zustand der be-
setzten Provinzen. Danach wird jeder Person täglich ein Bünd
Wehl angeliefert. Alle Mühlen sind im Gange. Der frühere
Mangel an Brot, Salz, Zucker, Kaffee, Fenchelölern und
Tabak hat gänzlich aufgehört. Die Verhältnisse haben sich be-
deutend gebessert. Ueberall sind deutsche Wehrleute ange-
bracht. Der Anschlag von Alkohol ist verboten. Der Vertrieb
der Schulen wird überall fortgesetzt. Die Deutschen verstehen
die Bevölkerung auf jede Weise anzuheben und für die
Vorteile zu gewinnen, daß ein ackerbautreibendes Frank-
reich und ein industrielles Deutschland natürliche Verbündete
gegen das friedensstörende England seien.

Ein Präsidentenbesuch zur Ermunterung.

Aus Paris meldet von gestern das Wolffbureau nichtamtlich:
Während Präsident Poincaré in einer Ortschaft in der Nähe
von Dütkirchen den Marinejägern eine Rede überreichte,
überflogen französische Flugzeuge ständig die Ortschaft, um Ueber-
raschungen vorzubereiten. Poincaré begab sich darauf zu dem
Hauptquartier des Generals Foch und sodann zu dem Haupt-
quartier des Generals Joffre, wo er eine lange Unterredung mit
Joffre und dem Bringen von Wäles hatte und den Kommandanten
des englischen Armeekorps, den Generalen Douglas, Haig, Smith
und Barrien die Plakette des Großkreuzes der Ehrenlegion über-
reichte. Nach kurzen Besuchen in Dagebaur mit dem Haupt-
quartier des Generals Raubhug fuhr Poincaré nach Arras,
welches von allen von den Deutschen besetzten Städten eine
der am härtesten geprüften ist. Die Viertel in der Nähe des
Bahnhofs und des Rathauses sind völlig zerstört. Von dem
Befried des Rathauses ist nichts mehr übrig geblieben. Ueberall
sieht man nur Trümmerhaufen und ungeheure von den großen
deutschen Granaten verursachte Ausgrabungen. Poincaré be-

schätzte, von dem Bräutchen und dem Bürgermeister begleitet, welche selbst in der heißesten Zeit den Ort nicht verlassen wollten, die ganze Stadt. Die noch stehenden Häuser in den weniger betroffenen Vierteln sind alle verschlossen. Die Bevölkerung von Arcas nimmt schnell ab; die Mehrzahl ist außerhalb des Feuerbereichs gesammelt. Die Beschießung wird fast täglich fortgesetzt. Die ersten Linien der deutschen Schützengräben sind 1500 bis 2000 Meter weit entfernt. In Arcas befinden sich noch 3500 Einwohner, zum Teil alte Leute. Die Verproviantierung kann trotz der Nähe des Feindes ziemlich gut durchgeführt werden. Roincaré richtete Worte der Ermunterung an die Bevölkerung und verließ die Stadt im Automobil. Er bestieg sodann 15 Kilometer hinter Arcas einen Eisenbahnzug und traf des Abends in Paris ein.

Aus französischen Gefangenenerlagern.

Die Schärfe, mit der die französische Regierung über angebliche Mißstände in deutschen Gefangenenerlagern urteilt, erhält eine eigentümliche Beleuchtung durch einen Bericht des „Roten Kreuzes“ in Hamburg. Ausschuss für deutsche Kriegsgefangene (Tätigkeitsbereich Hamburg, Altona und Umgebung) über zwei französische Lager.

In St. Prieix (Departement Vienne) namentlich sind nur Militärgefangene eingeschlossen, und zwar liegen etwa 3000 Mann in der Kavalleriekaserne des Ortes und den dazu gehörigen Ställen. Zeitweilig sind 1000 Verwundete dort gewesen; sie sind auf Strohsäcken gelegt, nur die Schwerverwundeten haben eiserne Bettstellen mit Strohsäcken. Die Zustände in diesem Lager waren in den ersten Monaten geradezu furchtbar. Schilderungen zurückgekehrter Sanitäter berichten über Zustände, wie man sie einfach nicht für möglich halten sollte. Es hat ein solcher Mangel an Verbandstoffen und allen Heilmitteln geherrscht, daß die Verwundeten bis zu zwei Monaten nicht neu verbunden werden konnten. Nur durch die Gümmigkeit eines katholischen Geistlichen ist schließlich auf Grund der entschiedenen Vorstellungen der deutschen Ärzte, in deren Händen die Pflege der Verwundeten lag, gelegentlich einige alte Wäsche vom Roten Kreuz aus der Stadt beschafft worden; diese wurde zu Binden gerissen, genäht aber nur, um die nötigsten chirurgischen Eingriffe vorzunehmen. Für neue Verbände der Wunden war kein Verbandzeug vorhanden. Auch konnten keine Gipsverbände oder dergleichen gemacht werden, weil es an allem Mangelte. Da auch das Essen jeder Beschreibung wertlos, so lassen sich die Folgen einer verachteten Behandlung leicht denken. Leute, die ohne Schwierigkeiten hätten geheilt werden können, sind ihren Wunden erlegen. Es herrschte viel Mord, auch Knochenbrüche sind so schlecht verheilt, daß sie vermutlich später nochmals behandelt werden müssen, wenn die Leute aus dem Gefangenenerlager zurückkehren. Da wohl kaum anzunehmen ist, daß diese Behandlung vorzüglich erfolgte, ist sie nur damit zu erklären, daß jedenfalls in Teilen Frankreichs die sanitären Vorbereitungen für den Krieg in jeder Beziehung ungenügend gewesen sind. Allerdings würde dadurch noch immer nicht die äußerst schlechte Beköstigung erklärt, denn es sollte doch unbedingt möglich gewesen sein, den Verwundeten andere Nahrung zu geben, als wochenlang Brotsuppe mit gelegentlich etwas Fleisch, das aus Lungen und Därmen bestand, und zum Teil sehr geringe Qualität war. Auf entschiedene Vorstellungen hin ist dann gewöhnlicher Bruchreis verabreicht worden; er bildete wieder wochenlang die einzige Nahrung und war noch dazu infolge langer Lagerung stark durch Ungeziefer verunreinigt. Als die ersten Nachrichten über diese Zustände Ende Oktober nach Deutschland kamen, ist auf die Vorstellungen des einflussreichen Angehörigen eines Gefangenen die amerikanische Botschaft in Paris veranlaßt worden, dieses Lager zu besichtigen; dadurch sind ausserordentlich die Zustände etwas gebessert worden. Allerdings sind sie nach den Berichten auch Anfang Dezember noch immer durchaus mangelhaft gewesen.

Der Ausschuss hat deshalb erneut auf unmittelbaren und mittelbaren Wegen den Versuch gemacht, die Lage der Gefangenen zu verbessern.

Oesterreich-ungarischer Tagesbericht.

Wien, 13. Jan. Amtlich wird verlautbart: Die Vorstöße, die der Gegner an der unteren Rida immer wieder versucht, richten sich besonders gegen eine in unserer Widerhandlinie liegende Ortschaft. Durch heftiges Artilleriefeuer, das an der ganzen Front anhält, unterstützt, versucht feindliche Infanterie nach vorne Raum zu gewinnen und in

die Ortschaft einzudringen, was stets unter schweren Verlusten mißlingt.

Vor den eigenen Stellungen in Galizien und in den Karpaten herrscht größtenteils Ruhe. Nebel und Schneetreiben begünstigen kleinere Unternehmungen unserer Truppen, die verschiedenesorts zu gelungenen Ueberfällen und sonstigen Manövern führten.

Auch am südlichen Kriegsschauplatz ist im allgemeinen Ruhe; nur unbedeutende, Aufklärungs- und dienende Grenzkonflikte.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes:
v. Höfer, Feldmarschallleutnant.

Russisch-rumänischer Grenzkonflikt.

Das „Berl. Tagebl.“ meldet: Bei der Verfolgung der aus der Bukowina nach Rumänien geflüchteten Rumänen betraten russische Truppen rumänisches Gebiet. Da sie sich auf Aufforderung nicht zurückzogen, gab der rumänische Grenzhaupmann Befehl zu schießen. Zwei Kosaken wurden getötet, zwei schwer verwundet. Die übrigen flohen über die Grenze.

Rußland fehlen Mannschaften.

Kopenhagen, 13. Jan. (B. N. Nichtamtlich.) Der Chef des russischen Sanitätswesens hat angeordnet, daß folgende körperliche Gebrechen nicht mehr die Befreiung vom Militärdienst nach sich ziehen: Das Fehlen von über zehn Zähnen in einem, von über vierzehn Zähnen in beiden Kiefern, das Fehlen eines Daumens, des Zeigefingers, das Fehlen von über zwei Fingern, die Streifheit der Finger und der Zusammenwuchs des Daumens und des Zeigefingers.

Die Meldung ist ein drastischer Beweis, daß früher als man dachte, der Boden im russischen Menschenreservoir zum Vorstoß kommt. Gewiß wird Rußland aus dem neuen Nahkampf noch richtige Reserven aufbringen, aber die Not an Mannschaften muß schon sehr groß, die erlittenen Verluste müssen ungeheuer groß sein, wenn daumenlose Leute zum Dienst gepreßt werden.

Mißhandlungen der Juden in Polen.

Hamburg, 13. Jan. (D. D. P.) Im „Israelitischen Familienblatt“ veröffentlicht der Feldrabbiner Levi entlegene Einzelheiten über die jüngsten 215 Pogrome in Polen seitens der Russen. Unter anderem wurden in Dunska-Wola sämtliche Frauen und Mädchen geschändet; selbst eine Wöchnerin am 3. Tage nach ihrer Niederkunft und Kinder von 6 und 7 Jahren blieben nicht verschont. Eine Frau, deren Mann im Kriege war, ward an den Folgen der Vergewaltigung. Bald darauf kam ihr Mann verwundet heim, und fand sein Kind ohne Mutter und seine Frau von einem „Kameraden“ zu Tode geschändet. In Bachania wurden 78 Juden an einem Tage geköpft.

Italien und die Dardanellen.

Wien, 14. Jan. (D. D. P.) Das offiziöse Wiener „Freundenblatt“ meldet aus Konstantinopel: Nach sicheren Meldungen hat die italienische Regierung in London und Paris auf diplomatischem Wege erklärt, daß sie nicht untätig bleiben könne, wenn etwas gegen die Dardanellen unternommen werden sollte. Wenn nichtsdestoweniger eine Aktion gegen die Dardanellen unternommen werden sollte, wär Italien gezwungen, aus seiner bisher strengsten gewählten Neutralität herauszutreten.

Türkenkämpfe.

Aus Athen wird der „Voss. Ztg.“ auf Umwegen gemeldet, daß die Türken ihren Heeren im Kaukasus bedeutende Verstärkungen von Erzurum zugeführt haben. Sie versuchen nun das gewalttätige Vordringen der Russen aufzuhalten und haben eine sehr günstige Stellung eingenommen, in der sie in den letzten Tagen den kräftigen russischen Angriffen standgehalten haben.

Aus Petersburg wird verschiedenen Blättern über London berichtet, daß die türkische Vorhut in der nordwestlichen Gegendstadt Tabris eingedrückt sei.

Gegen Englands türkische Politik.

„Nach einiger Ueberlegung“, wie sie sagt, veröffentlicht die „Morning Post“ jetzt Auszüge aus einem Manifest, das die „Anglo-Ottoman Society“ in London unter dem Datum 14. November 1914, also 9 Tage nach der englischen Kriegserklärung an die Türkei herausgegeben hat. Das Manifest trägt die Unterschriften von Lord Rombray und von den Herren Marmaduke Villball, Douglas Fox Pitt, C. F. Ryder und Arthur Field. Das Manifest ist jedenfalls ein neuer Beweis dafür, daß es im öffentlichen Leben Englands zahlreiche Männer gibt, die sich durch keinerlei Verebe davon abhalten lassen, sich in Fragen der äußeren Politik ein eigenes Urteil zu bilden und diesem rücksichtslos Ausdruck zu geben.

Das Manifest legt die ganze Schuld für den Krieg mit der Türkei auf Rußland und England; Rußland, weil es die türkischen Kriegsschiffe im Schwarzen Meere angriff; England, weil es die zahlreichen Freundschaftsbewilligungen der Türkei in den letzten Jahren systematisch zurückwies und sie nötigte, bei den Deutschen Ratgeber und Funktionäre zu suchen, worin jedoch noch keinerlei Feindseligkeit gegen England lag. „Von April 1913 bis März 1914 hat die jungtürkische Regierung tatsächlich um eine vermehrte britische Militärwirkung nachgesucht, die aber England infolge irgend einer vorbestimmten Politik verweigerte. Seitdem ist Deutschlands Einfluss in der Türkei gestiegen, wofür England verantwortlich ist. Dadurch, daß England die vorherrschende Stellung, die ihm die Türkei anbot, verweigerte, veranlaßte es sie, die deutschen — wahren oder falschen — Ratschläge als einzigen Freunde zu betrachten.“ Zu dem Ankauf der deutschen Kriegsschiffe „Goeben“ und „Breslau“ durch die Türkei sagt das Manifest: „Die Haltung der Türkei in dieser Frage ist in England vollständig mißverstanden worden.“ Die zwei Schiffe (die von der Türkei angekauft waren, aber von der englischen Regierung ergriffen wurden) bedeuten für unsere Flotte eine geringe prozentuale Vermehrung. Für die unbedeutende Flotte der Türkei würden sie eine Verstärkung von 100 Prozent bedeuten haben.“

Die Türkei ist seit einiger Zeit nicht nur von Griechenland, sondern auch von Rußland schwer bedroht gewesen. Um ihr Reich zu retten, suchte sie sich eine Flottenmacht zu verschaffen, und als sich Großbritannien ihre neuen Anläufe gewalttätig aneignete, ergriff sie die Gelegenheit, die internierten deutschen Schiffe „Goeben“ und „Breslau“ käuflich zu erwerben. Großbritannien und Rußland wendeten sich gegen diese Aktion und erklärten sie für null und nichtig, wodurch sie die Türkei in der Ueberzeugung bestärkten, daß Großbritannien entschlossen sei, sie jeden Schutzes gegen die feindselige Politik und die Pläne Griechenlands und Rußlands zu berauben. Der gegenwärtige Konflikt entstand zum großen Teil aus dem Ankauf dieser Schiffe durch die Türkei. Die Tatsache, daß ihre komplizierte Maschinerie nur von trainierten Leuten wirksam benutzt werden kann, zwang die türkische Regierung, gewisse deutsche Offiziere und Matrosen in diesen Schiffen beizubehalten.“

In so unbefangener Weise klären Engländer in einem öffentlichen Manifest inmitten des Krieges über dessen Ursachen auf! Von deutscher Seite kann kein größerer Reiz begangen werden, als alle Engländer über einen Kamm scheren zu wollen.

Ein Engländer gegen Englands Konterbandepolitik.

Der hervorragende englische Nationalökonom, Schriftsteller und Politiker J. A. Hobson, erhebt in der englischen Presse einen energischen Protest gegen die jetzt von England praktizierte Konterbandepolitik. Er weist darauf hin, daß die amerikanische Protestnote eine schwere Beschuldigung gegen England erhebt, nämlich die, daß es die Einfuhr von Lebensmitteln nach Deutschland verbietet, die nicht für die bewaffneten Streitkräfte, sondern für die Zivilbevölkerung bestimmt sind. Hobson fordert von der Regierung eine zufriedenstellende Antwort auf diese Anklage. „Ein solcher Anspruch“ (die Anklage von Lebensmitteln ohne Beweis, daß sie für das Militär bestimmt sind),“ sagt Hobson, „wäre unserer Geschichte

Seuilleton.

An der Somme.

Von Hans Winand.

„Aussteigen!“ Hundert Kriegerwillige reden die jungen Glieder. 144 Stunden Bahnfahrt sind im Schlafwagen eine Atempause, im Güterwagen aber eine Körperkroße. Der Kommandeur war Erlösung. Kalt war es auch, und stockfinster dazu.

Tornister her — so! — und wir taumeln ins Freie. Ein Delfisch flodert im Morgenwind; die Gestalt, die es hält, hat den breiten Mantelbogen bis hoch über die Ohren geschlagen. „Servus, Bayern!“ Die Cellatierne tanzt wie zum Grube durch das Dunkel auf und nieder. „Servus, Eisenbahner!“ „Grüß die Gott, Preuß!“ Im müden Lichtschein erkennen wir das E auf der Schulter und die schwarzweiße Kokarde am schwarzen Mützenrand. „Satzisch halt is!“ Der Eisenbahner lacht nur. Ein paar Schritte neben uns klirrt es metallisch: beschlagene Eisenbahnstöße stoßen auf Eisen, Kies klappert. „Kruzifix!“ ruft eine Stimme. Dann stolpert man schon selber über Schienen. Einen Augenblick blüht weiß und grell der Schein einer Taschenlampe auf. Man blinzelt, und schon kommt eine scharfe Stimme: „Licht aus!“ Und die Finsternis hat dich wieder am Boden.

Freut mich nicht wie: aber seinen Platz fand doch ein jeder. Wo das Auge verweilt, triumphiert der Taktfinn. „Geh weg!“ ruft es, und eine Hand schlägt auf eine andre, die da im Dunkel den Nachbar zur Identifizierung abtastet. „Ach, du bist’s!“ „Du freilich, doch nicht mei Lante!“ Er hat recht; grau mag seine Lante sein, aber feldgrau noch nicht.

Eine ganze Weile dauert es, bis das Auge sich an die düstere Lage ein wenig gewöhnt. Das Ohr errikt es schneller; bis weit hinaus über den kleinen Bahnsteig klirrt leise Schanzzeug, knarrt neues Leder. Jetzt schrie es dort unten: „Pferdewärter!“ Ein Gaul schnaubte.

Neben dem kleinen Bahnsteiggebäude stieg der Rübenacker in langsamem Vogen an. Das sah man nicht, man fühlte es nur. Und dann hörte man es: an der Stimme, die von dort oben kam, aus dem Dunkel, herab vom Hügelrücken.

„Vorwärts zur Straße!“ kam es von oben. Das war des Hauptlings Stimme.

Später blühte dort auf der Kuppe auch ein Licht auf; einen Pferdehals sah man und den behelmten Kopf des Reiters, der ein kleines helles blinkendes Viereck in den Händen hielt. Ein paar Sekunden lag der Lichtschein auf Karte, Sand, Gesicht und Pferdehoden. Dann erlosch alles, war ferngewischt, und es blieb nur das dumpfe Stampfen von Pferden, die dahingaloppierten. Sie galoppierten gewiß über einen Acker, der feucht sein mußte, for über schwarze, fette, nasse Erde.

Vorn aber, als wir hielten und die Gewehre zusammengeklappt hatten, da klang noch etwas anderes an unsere Ohren. Nur wer sich ein paar Schritte von den dichten Gruppen entfernte, konnte es hören, dann aber auch so deutlich und fein, daß kein Raum blieb für eine Sinnesäußerung. Da war es und blieb ein Klacken und Quirren, ganz dünn, ganz zart, das nicht aufhörte und die Nacht durchwachte und sich immer gleich blieb.

Mein Nachbar machte vorsichtig zwei, drei Schritte. Plötzlich packte er mich hart am Arm. Da raschelte es, es war das flügende Raschen von aufgestörtem Schilf, ein leises, höfliches Schnattern; und nun ward es jäh lebendig im Rohr.

„Bildenten!“ flüsterte mein Nachbar und presste meinen Arm so heftig, daß ich mich losriß. „Du, Mensch, kind Gottes, — wir sind da: wir sind an der Somme!“

Und weiß der Teufel, er hatte recht: endlich, endlich waren wir „da“ — an der Somme.

Die Somme war es; aber wir sahen sie nicht mehr. Als das Morgengrauen kam, lag sie schon weit hinter uns; als es im Osten licht ward, hingen uns die Stiefel schon schwer von Schlamm und Lehm an den Füßen. Die Mittagsstunde ist lange dahin, als der Befehl fällt, der uns halten macht.

Die Rebellenstreifen, die uns begleiteten, als sollten die künftigen Streiter noch ein letztes Mal in Wäute gebüllt werden, sind verschwunden. Der graue Himmelstraum hat sie fortgetrunken. Schilfsterne streifen aus mattem, bläulichem Plau zeichnen sich am Horizont ein, sie wachsen; als der General kommt, sind sie schon leuchtend und gelb geworden. Der Herbstabend will verdämmern. Dort unten, ganz fern,

wo ein langer schmaler schwarzer Streifen einen Wald ahnen läßt, weht stumm eine Feuergarbe gen Himmel. Ueber der Flamme tanzt finster der Rauch, bis der Wind seiner Herr ist; der Wind nimmt ihn mit sich und zerfahert die dunkeln Wolken, bis sie locker und zart werden gleich grauen Spinnweben.

Wang kahl ist die Hügelkuppe, auf der die jungen Feldgrauen jetzt antreten. Die Stiefel klammern tief im feuchten Ackerboden. Dort, wo die Weidenhecke den Erdrücken hinaufführt, führt der Weg zum Feind. Auf zwei schlanken helle Birken mündet diese Hecke; zwischen ihnen hält ein Bursche einen Apfelbaum. Das Pferd wirft den Kopf, daß die silbergrüne Mähne hoch gegen den leuchtenden Abendhimmel aufwirbelt; das Schnauben des Pferdes erreicht unser Ohr; im Dämmerglühn funkelt der Odem wie Metallampf. Fern dröhnen Schüsse.

„Stillgestanden!“ Eine Mauer lebendiger junger Menschen versteinert, und hin über ihre Köpfe geht der Gall einer klaren, hellen Mannesstimme. Begrüßungsworte. Willkommen den Jungen! Seit zwölf Tagen heist das Regiment im Schützengraben. Die fernsten Kanonenschläge schlagen den Takt; dumpf vollert ihr Donner in das Gefüge der Sätze und erschüttert den Klang einzelner Worte.

Da tritt ein Mann in ungewohnter Tracht vor die Front. Im grauen Militärsack Aufschläge dunkler Violett; auf der Brust, die der Abendsonne zugekehrt ist, funkelt und blüht es wie Demant. Bessen Brust da draußen trägt andere Schmutz als den von Eisen? An langer, goldener Halskette leuchtet das Wahrzeichen des Kreuzes. Und Worte vom allmächtigen Gott und seiner Ewigkeit klingen hin über Hügel, Acker und Menschen. „Zum Geheil!“ Es senken sich die Köpfe. Zur Helmshiene gleitet die Hand, und tiefes Schweigen um alle. Drei Stunden, vielleicht zwei, — und die Zeit zur letzten stillen Einfahrt ist dahin.

Wird einer jenen Augenblick des Schweigens vergessen? Hinter denen, die da in der Stille die Hand zum Helm haben, verläßt die Welt der Daseinsgeliebten in wunderbarem tiefe Unerreichbarkeit. Immer noch rufen und suchen die Kanonen. Das Klirren einer Säbelscheide flattert wie ein verstörter Vogel durch das Schweigen. Oben längs des Wegs rast knatternd ein Motorrad vorüber; man hört, wie